

Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuylkill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Reading, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold Puwelle, in der Süd 6ten Straße, zwischen der Franklin- und Chesnut-Straße.

Jahrg. 11, ganze Num. 559.

Dienstag den 19. Juni, 1850. 18

Laufende Nummer 43.

Bedingungen: — Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superlativ-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist ein Thaler des Jahres, welcher in halbjährlicher Vorausbezahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, dem werden \$1 50 angedreht. Für kürzere Zeit als 6 Monate wird kein Unterzeichner angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingedruckt. Unterzeichner in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Versendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterzeichner. — Briefe und dergl. müssen postfrei eingeschickt werden.

Der Sohn des Häuslers.

Erzählung von N. Springer.

„Euer Vater ist todt!“ sagte im Tone der Verzweiflung Mutter Christine, indem sie ihre beiden Kinder, einen neun-jährigen Knaben und ein fünfjähriges Mädchen, an das Todtenbett führte.

Da lag die Leiche. Das Leben, das nie als helle heiße Flamme in der reinen Luft des Glücks gelodert, sondern nur immer spärlich im Dunstkreise der Ar-muth und Mühe geglimmt hatte, war erloschen; ein Menschenleib, den Freiheit und Bildung zur Zierde der Schöpfung hätten erheben können, den aber die Knechtschaft, Sorge und der Hunger entstellte und gebeugt hatten, lag da, noch von der Tage des Todes verzerrt. Das Auge, das man nie gelehrt, zum Himmel aufzuschauen, sondern nur genötigt hatte, schüchtern und traurig auf den dornigen Pfad zu blicken, war von den Ueberlebenden, die sich den Tod so gern unter dem schmeichelnden Bilde des Schlafes vorstellten, mit dem steifen Augenlide verhüllt; der Mund, der mehr Seufzer als Worte geäußert, war durch ein Gefangbuch unter dem Kinn gewaltsam zusammengedrückt; die Stirn, so niedrig wie die Gedauken, welche sie umschlossen hatte, war vom Todeskampfe und dem letzten Gedanken an die trostlose Familie umdüstert.

Es ist ein trübes, abschreckendes Bild, welches wir dem Leser vorführen; aber ihr müßt den Muth haben, die Wunde, die ihr heilen sollt, anzuschauen. Es ist erfreulicher und heiterer im Lazareth; aber wollt ihr die armen Kranken hülflos leiden und sterben lassen? Die Welt ist jetzt ein großes Krankenhaus, der Nerzte sind wenige, ihr Alle müßt Hand anlegen, verbinden, helfen und heilen. An üppi-ger Tafel läßt es sich behaglicher weilen, als im Weinhaufe, aber ihr sollt die Opfer sehen, die dem Hunger fielen, während ihr schwelget.

Der Tod ist schrecklich in allen Gestal-ten; selbst der Verbrecher bebt vor der lebenslänglichen Kerkerstrafe nicht so zurück, wie vor dem Beile des Henkers. Aber wenn der Mensch nach einem edeln und thatenreichen Leben sich mit dem Bewußt-sein der Jugend willig dem graufamen Gebote der Natur fügt; wenn der Krieger, der für eine gute Sache gefochten, noch sterbend die geballte Faust dem Feinde entgegenstreckt und muthig seine Seele ausschaut, so berührt der Tod den Men-schen, der nichts als Bitterkeiten in seinem Leben genossen und seine Familie zu glei-chem Schicksale zurückläßt, am peinlich-sten. Solchen Tod erlitt der arme Häus-ler nach einem sorgenvollen Leben, und zu gleichem Schicksale der Armut, Entsa-gung und Entbehrung hinterließ er seine Frau, die arme Christine, mit ihren beiden Kindern. Er hatte sie als Tagelöhner kümmerlich ernährt; der Morgen Gar-tenland, den er als Häusler zur Benut-zung gehabt, nebst dem dürftigen Lohn, den er für die Pflichtdienste vom Gutsherrn erhalten, hatten wenigstens seine Familie vor dem Hungertode geschützt. Jetzt aber mußte die Frau ihre Hütte und das dazu gehörige Land aufgeben, sich bei einem Büdner einmieten und durch schwe-re Feldarbeit das Geld für Mische und allen Bedarf erwerben. Ihre ganze Le-bensweise gibt uns das Bild des Sammers und der äußersten Armut. Wir erblick-ten ein enges Stübchen, aus welchem der Schmutz der Noth trotz aller Reinlichkeit nicht entfernt werden konnte, darin eine blasse Frau, gebeugt von der Arbeit, die dem Manne fast zu schwer ist, spärlich ge-kleidete Kinder, ohne die heitern Mienen der Jugend, ohne jene Anmuth und Freund-lichkeit, wodurch uns die kleinen Menschen sonst zu gewinnen und zu fesseln wissen. Kartoffeln und trockenes Brod machen ihre einzige Nahrung aus, die nur zur Fristung des Lebens, aber nicht einmal zur Stillung des Hungers hinreichend ist. In diesen Verhältnissen lebte Christine mit ihren Kindern einen Tag wie den an-

bern, ohne zu murmen und mit stiller Er-gebung. Sie hatte nie von Menschen-rechten sprechen hören und glaubte an eine Vorbestimmung zum Reichthume oder zur Armuth. Mit Seufzern, aber nicht mit Haß, blickte sie nach dem Schlosse des Gutsherrn, mit Geduld hörte sie die Scheltworte des Lehrern, dem sie nicht ge-nug arbeiten konnte, und ihr größter Trost war die Lehre des Predigers, daß die Ar-men im Himmel reich sein würden.

Treten wir aus diesem Hause der Entbe-hrung in das der Fülle und des Ueberflus-ses, in das herrschaftliche Schloß! Hier finden wir reiche Säle mit prächtigen Ge-mälden, strahlenden Tapeten und üppi-gen Polstern. Hier fragt kein Bedürfniß nach dem Mittel der Befriedigung, son-derm der Schwelgerei ist es zur Aufgabe gemacht, für die Fülle der Sättigungsmittel immer neues Verlangen zu wecken. Der Fuß wandelt auf geflickten Teppichen, weiche Lehnstühle und elastische Kanapees laden zu wollüstiger Ruhe ein; Wohlge-rüche erfüllen die hohen, luftigen Räume; eine reiche Büchersammlung, die Schätze der Literatur enthaltend, bietet sich dem Geiste, Statuen und Gemälde fesseln den Kunstsin. Eine Tafel leckerer Speisen und feuriger Weine, umgeben von harren-den Dienern, erwartet die Gäste, die sich stets zahlreich einfinden, um beim köst-lichen Mahle heitere Schätze auszutauschen. Im Hofe stehen die glänzenden Wagen, mit edlen Pferden bespannt, um die Ge-sellschaft, nachdem sie durch Spaziergänge im englischen Park ermüdet ist, nach fer-nern Vergnügungspätzen zu führen. Den Gutsherrn erblicken wir in einem kräfti-gen Manne mit beneidenswerther Gestalt und unsterblichem Dufte, dessen heitere Laune nur gestört wird, wenn die Geld-course gesunken sind, oder wenn der Tag herannahet, wo er der Regierung unbe-deutende Abgaben zahlen muß. Seine Gemahlin ist eine blasse Frau, die oft kränkelt, fleißig in die Kirche geht, mit den Dorfbewohnern immer sehr leutselig spricht und bei jeder Krankheit derselben mit einem Mittelchen aus ihrer Hausapo-thek zur Hülfe herbeieilt; dennoch hal-ten sie die Leute für stolz. Die Kinder sind blühend und wohlgestaltet, jeder Weg zur körperlichen und geistigen Ausbildung wird ihnen geboten, keine Gelegenheit zu jugendlicher Lust und Erholung wird ih-nen vorenthalten.

Das ist der Gegensatz zwischen Arm und Reich, der uns hier an einem von kaum hundert Menschen bewohnten Orte schon in die Augen fällt. In dieser kleinen Gesellschaft sogar, welcher Abstand von Fülle und Entbehrung, Genuß und Ent-sagung, Frohsinn und Kummer, Stolz und Niedergeschlagenheit!

Diesen Gegensatz fühlte schon Karl, der Sohn des verstorbenen Häuslers, in seinem jungen Gemüth deutlicher, als sei-ne Mutter; in seinem Herzen bildete sich ein bitterer Groll über dieses ungleiche Walten des Schicksals. Nachdem man den todtten Vater mit den geringen För-mlichkeiten, welche beim Begräbniße des Ar-men üblich sind, mit dem Besolge des singenden Schulmeisters und einiger Freun-de und Mühegeoffenen, zur Erde bestattet hatte, verrichtete der Knabe, um der Mut-ter beim Broderwerb behülflich zu sein, den Dienst eines Kuhhirten. Wenn er des Morgens auf dem Hügel dem Schlos-se gegenüber lag, und das Vieh grasete oder freiwillig in den nahen See watete, um sich an den Sträuchern des Ufers die Fliegen abzuschleifen, blickte der Knabe un-terwandt nach dem prächtigen Gebäude. Alles lag noch in tiefem Schlafe der Ueppigkeit, in der behaglichen Ruhe des Wohlstandes; die seidnen Fenstervorhän-ge sind herabgelassen, um das unberufen-e Eindringen des frühen Sonnenstrahles zu verhindern; überall herrscht Stille, und selbst die Schwalbe unter dem Dache, die am Fenster der Bauernhütte so zeitig und fröhlich zwitschert, scheint hier schweigend auf den hohen Stand der Hausbewohner

Rücksicht zu nehmen. Allmählich zeigt sich etwas Leben: der Bediente deckt den Tisch zum Frühstück unter der Linde, der Postbote gibt ihm die eben angekomme-nen Zeitungen ab, das Schloßhündchen der gnädigen Frau steckt neugierig die Nase zum geöffneten Fenster heraus und kläfft einen vorbeifliegenden Sperling an; aus dem großen Saale, durch dessen Fenster alte Mitterrüstungen glänzen, ertönt das Klavierpiel der ältesten Tochter. Wun-derbare Klänge der Kunst und des Luxus, wunderbar für das Ohr des ungebildeten Knaben, dem sie eine Ahnung gaben von höherer und edlerer Bestimmung des Men-schen! „Ob ich nicht auch Klavier spie-len könnte, wenn es mir gelehrt würde?“ fragte er sich, „aber es wird mir nicht gelehrt, weil ich der arme Sohn eines Häuslers bin.“ Nun öffnet sich die Thür des Schlosses und die wilden rothwangigen Knaben stürmen heraus und eilen nach dem Kahn; die alte Erzieherin führt zwei kleine Mädchen zum Bade, der Haus-lehrer mit der brennenden Cigarre erscheint und nimmt vor dem Frühstück Platz; dann wankt die gnädige Frau im Mor-genkleide herbei, anscheinend so erschöpft, wie Karl seine Mutter nach der schwersten Feldarbeit nie gesehen hat. Bald kommt mit der Reipfeitsche, den großen Schnurr-bart seitwärts streichend, um bei dem rei-chen Morgenimbis, zu dem sich jetzt alle niederließen, durch nichts gehindert zu sein. Während der Hirtenknabe sein Stückchen trockenes Brod zur halben Stillung des Hungers verzehrte, verschwand von dem herrschaftlichen Tische eine Last von Ge-bäck, Fleischwaren und Früchten; auch der kleine Hund ward reichlich mit Zucker und Milch versehen, und Karl dachte an sein armes Schwesterchen zu Hause, das die Mutter täglich mit Hungergeschrei belästigte. — Nachmittags vollten die Kut-schen auf den Amtshof, an den Fenstern zeigten sich seine Frauengestalten in frischen, durchsichtigen Kleidern. „Haben jene Frauen, die meiner gebräunten, ge-beugten Mutter in den Lumpen der Armut so unähnlich sind, die wie glänzende Son-nenblumen durch die hohen Spiegelschei-ben blicken, etwas gemein mit den Noth-leidenden ihres Geschlechts? Jene Grä-finnen mit den Rosenfingern und dem schmelzenden Blick, haben sie je dem Ar-men die Hand gereicht, oder die Lagerstät-te des inkommener Sterbenden angeschaut?“ Dies waren ungefähr die Gedanken des Knaben, als er die Heerde heimtrieb und den kleinen Junkern begegnete, die auf muthigen Ponys daher getrabt kamen.

Als er nach Hause kam, forderte ihn Mutter Christine auf, mit ihr und der Schwester in den Wald zu gehen, um Holz zu lesen. „Es ist ja heute nicht der Tag dazu!“ sagte Karl. Diese Worte des Knaben erschütterten die Mutter tief, sie hatte aus Noth den Widerwillen gegen das beabsichtigte Vergehen überwunden, aber sie bebt vor dem Gedanken zurück, daß ihre Kinder Mitwisser ihrer Schuld seien. „Der gnädige Herr hat mir ausnahms-weise diese Woche zwei Tage zum Holzle-sen gestattet,“ erwiderte sie, indem sie den Kindern den Rücken zuwandte und dann vor dem Bewußtsein der Lüge zusammen-bebte. So grenzt die Armut an das Verbrechen und die Noth an die Schande. Auf dem Heimwege wurden sie von dem herrschaftlichen Jäger ertappt. Christine und der Knabe waren entkommen, aber das kleine Mädchen fiel im Laufe, erschreckt hemmte die Mutter ihre Flucht und über-lieferte sich dem Verfolger.

Das Bewußtsein der Schuld ist schmerz-lich, aber lähmender ist das Gefühl, zum ersten Male als Verbrecher gestempelt vor der Welt zu stehen. Es ist nicht zu be-schreiben, welche Pein Christine fühlte, als das Forstgericht sie zur Arbeit an der öffentlichen Straße und die Kinder zu Prügeln verurtheilte. Diese Strafe, die der edle Mensch nur gezwungen beim Hun-de anwendet, welche aber bei der ritterli-chen Gewalt mancher Länder, obgleich sie

gebildet und aufgeklärt sein wollen, einen Haupttheil des Strafrechts ausmacht, brachte eine schreckliche Wirkung auf den Knaben hervor. Er bekam nicht das erste Mal Prügel; der rauhe Vater war sehr freigebig damit umgegangen, und selbst Christine, so gutherzig sie war und so sehr sie ihre Kinder liebte, strafte diese in der üblen Laune, die dem Unglücklichen wohl zu verzeihen ist, zuweilen mit harten Schlägen; aber diese Härte, welche von Seite der Eltern oder des Lehrers ohne bedeutende Einwirkung auf den Gezüch-tigten bleibt, erhält einen schrecklichen, ver-derblichen Einfluß aus der Hand des Bü-ttels. Der Knabe hatte keine klare Ver-griffe vom Rechte, aber er fühlte desto deutlicher, daß er unwürdig behandelt sei.

Der erste Schritt zu dem wirklichen Verderben oder der Handlung die wenig-stens vor der Gesellschaft so genannt wird, ist bekanntlich der schwerste. Nachdem das pochede Gewissen oder das quälende Vorurtheil beruhigt und beseitigt ist, nach-dem das Ueberwinden der ersten Schmach das Ehrgefühl gehärtet hat, sobald die Noth als Antrieb zum Vergehen fortbe-steht, ist der Fortschritt auf der verderbli-chen Bahn leicht gemacht. Christine, nachdem ihr die kleinen Forstfrevler, die sie im Winter beging, um mit ihren Kindern nicht zu erfrieren, lange Zeit gelungen waren, wurde das zweite und bald darauf auch das dritte Mal auf der That ertappt. Die menschliche Gesellschaft ist eigennützig wie der einzelne Mensch und ahndet hart die Eingriffe in das Eigenthum. Jeder Staat hat für den Diebstahl grausame Strafen, und wenn das Gesetz gleich hier und dort bei den ersten Fällen milde ver-fährt so ist es desto eiserne bei der dritten oder vierten Wiedervergeltung.

Christine wurde jetzt zur Zuchthausstra-fe verurtheilt. Es war zu derselben Zeit, als sich zum ersten Male an dem einzigen Nahrungsmittel der Armen, an den Kar-toffeln, eine Krankheit wahrnehmen ließ, wodurch sie zur Speise untauglich wurden, und so entging die arme Frau dem Hun-gertypus, der bald allgemein in der Ge-gend ausbrach, freilich mit der schrecklichen Angst des Mutterherzens, ihre Kinder der verheerenden Seuche zu lassen. Während in der Stadt Bonn eine fremde Königin von ihrem Gastgeber prächtig bewirthet wurde, tönte der Schrei der Hungernoth durch die Gegend der Eifel und des Hunsrück. Es war hier der Gegensatz im Großen, den wir oben zwischen der Noth des Hirtenknaben und dem Ueber-fluß der gutsherrlichen Familie schon an-geschaut haben.

Karls Schwester erkrankte, und obgleich die gnädige Frau mit herbeieilte, starb sie bald als Opfer des allgemeinen Elendes. Der Sohn des Häuslers weinte nur we-nige Thränen am Grabe seines Schwe-sterchens; die Bitterkeit überwog fast die Trauer. Er war nun vielfach von der Härte des Schicksals berührt, vielfach von der Ungerechtigkeit der Gesellschaft miß-handelt worden. Die Gesellschaft hatte seine Mutter, trotz deren angestrengtestem Fleiße, nicht von der bittersten Noth be-wahrt, nachdem sie den Vater in der Nacht der Mühe und Unwissenheit hatte verge-hen lassen; sie hatte die durch Heißhun-ger zum Verbrechen verleitete in den qualvollen Kerker gestofen, sein eigenes kindisches Ehrgefühl durch hünbische Stra-fe verletzt, und seine kleine unschuldige Schwester von der Hungerseuche hinraf-sen lassen. Er fühlte diese Bitterkeit aber nicht wie ein kleinlicher Geist gegen die einzelnen Peiniger, sondern er begriff, daß die Gesellschaft schuldig sei, und nahm sich vor zur Fahne der unermülichen Kämpfer für die Menschenrechte zu schwo-ren. Nachdem er das Grab seiner Schwe-ster geküßt und das seines Vaters mit frischen Rasen bedeckt hatte, wandelte er schweigend und gesaft zur nahen Stadt wo ihn der Gutsherr in die Lehre eines Sattlers empfohlen hatte.

Gern und willig betrat er die Laufbahn

des Handwerkers, dankbar gegen das Ge-schick, das ihn jenem Zustande der Ab-hängigkeit, in dem er bis jetzt gelebt, und der sich von der Leibeigenschaft wenig un-terscheidet, entzog. Er verlebte die Lehr-jahre, wie es gewöhnlich ist. Ein stren-ger Meister, dessen Härte er doch der No-thheit der Gesellen vorzog, hielt ihn bei schmaler Kost und schwerer Arbeit und nebenbei noch zu allerlei häuslichen Dienst-leistungen. Scheltworte wechselten mit Puffen und Maulschellen. „Lehrjahre sind keine Herrenjahre,“ sagte der Mei-ster; „mir ist es auch nicht besser ergan-gen,“ sprach der Knabe, wenn er die Thrä-nen im Auge des Knaben sah. Karl aber nahm sich vor, daß, wenn er Gesell ge-worden, er die Qualen seiner eigenen Lehr-zeit nicht ein anderes schwaches Geschöpf wollte empfinden lassen, daß er die jungen Menschen, die vom Vaterhause in die Fremde zum Erlernen einer schweren Ar-beit getrieben, mit Menschlichkeit und Mil-de behandeln und ihnen Vater und Freund zugleich sein wollte.

Als er nach vier schweren Jahren Ges-ell geworden, lernte er die lüderliche und rohe Lebensweise der jungen Handwerker erst recht kennen, und wieder war es jene sogenannte „Gesellschaft,“ der Staat, dem er dies zur Last legen mußte. „Die Hand-arbeit entwürdigt den Menschen nicht, aber die lange Arbeitszeit,“ pflegte er zu sa-gen. „Was sind wir, die vom Sonnen-aufgange bis spät in der Abendzeit schwitzen müssen, denen kaum Zeit gelassen wird, eine dürftige Mahlzeit zu halten, was sind wir Anderes, als Lastthiere? Bleibt uns Ruhe für unsere wissenschaftliche Ausbil-dung, zu deren Anfang uns die strengen Lehrjahre nicht einmal Zeit gelassen? Ist dieser Aufwand von Kraft und Mühe er-forderlich zum Wohl der Menschheit, oder gereicht er ihr zum Verderben? Nein, er ist zu ihrem Nachtheile. Die Geldsät-ze beuten die Kräfte des Arbeiters aus: dem hülflosen Handwerker aber wird kein Mittel zur Vereinerung, keine Unterstüt-zung gewährt. Man reicht uns nur die nöthigste Nahrung, wie der Maschine die Räderfchmiere, man läßt uns nur so viel Ruhe, als durchaus erforderlich ist um unsere Glieder nicht in kürzester Zeit abzu-nutzen; aber man gestattet uns kein Recht auf Lebensgenuß. Und dennoch habt ihr nicht vermocht, den Arbeiter ganz herab-zuwürdigen; — er im Gegentheil ist noch der Einzige in der faulen Gesellschaft, der jeden Augenblick that- und schlagfertig ist, der die Idee der Freiheit und des Rechts in sich aufgenommen und sein Leben da-ran setzt, obgleich ihr ihn und sein Stre-ben mit Spott- und Ekelnamen belegt. — Was könnte aus diesem Stande werden, der trotz aller Qual noch das Urbild der Gottheit am reinsten bewahrt hat, wenn ihr ihm täglich Zeit zur Erholung, zur allseitigen körperlichen Entwicklung, zur Bildung des Geistes, zum Genuß der Na-tur und der häuslichen Freuden gestat-etet, wenn ihr es euch angelegen sein ließe, ihn durch eure Achtung und euren Unter-richt zu veredeln? Aber ihr überlastet ihn den Branntwein und die Kueipe, die No-heit und Lüderlichkeit als Erholung von der knechtischen Anstrengung. Eure Po-lizei mißhandelt ihn, wie ein Fremder und Missethäter wird er im eignen Vaterlande beobachtet, kontrollirt, vertrieben und wenn er in Lumpen gekleidet auf der Landstra-ße liegen bleibt, laßt ihr ihn wie ein Vieh verrecken. Aber ihr bildet durch eure Grausamkeit an diesem Stande eu-ren Todfeind, und er ist es, durch den ihr den Untergang eurer morschen Zustände zu fürchten habt.

Karl hatte seine Mutter mit den Fruch-ten seiner angestrengten Arbeit unter-stützt; aber obgleich die alte Frau sich jetzt in ertäglichen Verhältnissen befand, lebte sie nicht mehr lange nach der Zeit ihrer Entlassung aus dem Zuchthause. Wie das Vieh, welches der Fleischer beim Feilschen angefaßt hat, nach dem Welk-glauben verenden muß, so ist stets die Le-